

Neuen und des Eigenartigen. Denken Sie doch, meine Damen und Herren, an die Zeit, als Goethe und Schiller neu waren, neue Stürmer und Dränger gegen das Alte, Revolutionäre; lesen Sie in dem Werk von Braun: „Goethe und Schiller im Urtheil ihrer Zeitgenossen“, und Sie werden sehen, wie langsam, wie schwer, wie allmählich das, was uns heute höchstes Lebensgut geworden ist, was in alle unsere Schulen eingedrungen ist, wie schwer und spät, auch bei den Besten sehr spät, das Neue zum Verständnis gekommen ist. Vielleicht ist die Nation noch heute nicht weit genug. Es ist gar nicht möglich und ist gar nicht zu erwarten, daß die Bildung so hoch steigen werde, daß dem Neuen gegenüber die Durchschnittsmasse der Gebildeten ohne Vorurtheile und empfänglich sei. Kunst für alle, hat Arnold Böcklin einmal gesagt, gibt es nicht.

Es gibt zuerst immer nur eine neue Kunst für Auserwählte, und von den Gipfeln steigt sie langsam wie die Sonne hinab in die Täler. Nicht das haben wir nötig, daß die große Menge das gute Neue sogleich ergreife. Nötig haben wir nur die Ehrfurcht vor dem ernst gewollten Kunstwerke, vor dem, was der ringende Künstler Eigenes geben möchte, Zurückhaltung zum mindesten und Achtung, nicht freches, schnell fertiges Urtheil.

Und noch ein Schlusswort! Wir alle, die wir hier versammelt sind: Sie, die Sie die Güte hatten, heute zu erscheinen und von unsern Gedanken zu hören, wir, die Lehrenden und die Schaffenden, wir haben eine Aufgabe, die große Sehnsucht wieder zu entfachen, die Sehnsucht nach dem Schönen, nach der Kunst als einem Lebensgut. Das ist schwer; denn unser Volkskörper ist uneinheitlich in seinem geistigen Sein geworden. Anders einst die mythischen und heroischen Zeitalter, wo eine ungebrochene Einheit auch der Weltanschauung, der Religion, der Sitte, des gesellschaftlichen Lebens einem Volke die Einheit künstlerischen Empfindens gab. Anders heute. Die Nation ist gesellschaftlich und in ihrem Geistesleben zersplittert und zerklüftet, so daß die eine Schicht die andere kaum noch versteht. Wir reden zuweilen tatsächlich zueinander eine fremde Sprache, wenn wir aus verschiedenen Bildungs- und Gesittungskreisen heraus sprechen. Das müssen wir überwinden, wir müssen uns näherkommen, das Menschliche wiederfinden.

Die Muttersprache schlingt ihr Band um alle Kinder des Volkes in Höhen und Tiefen. Wünschen wollen wir, daß ihre Schönheit und die Schönheit ihrer Werke von allen wieder gesucht und empfunden werde. Dazu seien unserm Volke auch stille Stunden beschieden im Hasten und Treiben seiner Zeit. Wir wollen arbeiten, ihm eins der höchsten Lebensgüter zu gewinnen, eine der höchsten Lebensäußerungen ihm zu erschließen, die Kunst in seiner Sprache, die Neuschaffung der Welt durch seine Dichter. Die Kunst wollen wir ehren und lieben lehren!

Ich stand gestern in dämmernder Abendstunde des warmen, weichen Oktobertages vor Goethes Gartenhause, an dem Orte Weimars, der mir